

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 16.

Samstag, 19. Januar

1929.

(2. Fortsetzung.)

Fräulein Deutschland.

Roman von Rosa Porten.

(Nachdruck verboten.)

Kaum hatte sie sich wieder in den molligen Kissen zurechtgelegt, als die alte Unruhe sie von neuem überfiel. Rasch entslossen klingelte sie und ließ die eintrende Jose bei Kramer anlauten. Ihre Verstimung wuchs erheblich, als sie vernahm, der Herr Regisseur sei sehr beschäftigt, würde sich aber erlauben, gegen Abend einmal bei der Gnädigen vorzusprechen...

Arthur Kramer war tatsächlich in voller Tätigkeit, als der Boten ihm meldete, daß Fräulein Holm ihn am Telephon verlange. Er probierte gerade mit Thea Losen die Hauptzene eines neuen Films. Der erste, den er in sieberhafter Eile hatte anfertigen lassen, war über Erwarten gut gelungen. Rechmann und Direktor Dunst hatten sich im Vorführungsraum nicht genug tun können an Worten des Entzückens, als zum erstenmal Theas liebliche Gestalt auf der Leinwand erschien und selbst Schmitthener, — der alte Skeptiker, — den Rechmanns Entzücken erst recht misstrauisch gemacht hatte, war durch ihren leichten Reiz gesangen worden.

Die flammende Begeisterung der drei Direktoren juckte Kramer durch wahre Lobeshymnen zu überbieten. Wenn Eugen Teri nicht dabei war, behauptete er sogar keck, er habe die Losen entdeckt.

Sein Benehmen gegen Thea schwankte zwischen demutvoller Unterwürfigkeit und kollegialer Vertraulichkeit. Im selben Satze konnte er sie mit „Gnädiges Fräulein!“ und mit „Theachen“ anreden. Nur wenn Frank Willinger, der schon mehrere Male seine Braut abgeholt hatte, in Hörtweite war, befleißigte er sich eines streng korrekten Tones, denn der langmähnige Musiker war gegen ihn einmal beinahe tatsächlich geworden und hatte sich den nachlässigen Umgangston des Herrn Regisseurs aufs Entschiedenste verbeten.

Doch er Thea Losen unter so energischem männlichen Schutz wußte, war das einzige, was Kramer nicht begabte. Er hatte sich ihre Unerfahrenheit zuruhe gemacht und spielte sich ihr gegenüber als Schützer auf. Ganz allmählich wollte er ihr Vertrauen erringen, und schon heute fühlte er, daß es ihm gelingen würde, den Musiker aus ihrem Herzen zu verdrängen. Dessen Platz dann einzunehmen, war das neue Ziel seiner Wünsche, denn, daß mit Thea Losen ein Vermögen zu verdienen sei, stand bei ihm fest. Trotz seiner selbstsicheren Eitelkeit, die ihn nie an seiner Unwiderstehlichkeit zweifeln ließ, bereitete ihm der Gedanke, er könne sich doch ins falsche Lager geschlagen haben, peinolle Stunden. Miriam Holm verdiente das, was die Losen erst verdienen sollte. Gewiß, die war jung und gefügig . . . wer aber bürgte ihm dafür, daß ihr Erfolg dauernd und nicht, wie er's so oft auf der Bühne gesehen, ein Eintagsruhm war . . . ?

Es war jedenfalls sicherer, wenn er der jungen Nachfolgerin zuliebe die regierende Herrscherin nicht ganz vernachlässigte. Darum kam ihm Miriams Anfrage sehr gelegen, und er gab dem wartenden Boten leise den Auftrag, den telephonischen Bescheid in die höflichsten Worte, deren er fähig sei, zu kleiden.

Im Stillen beglückwünschte er sich zu der Klugheit seiner Taktik, als er jetzt sah, mit welcher unendlichen Zärtlichkeit Thea ihren Verlobten, der gerade das Atelier betreten hatte, begrüßte. Mit einem leisen Schrei der

Überraschung war sie ihm entgegengeeilt und hatte ihm beide Arme um den Hals gelegt. Frank, den dieser Gefühlausbruch vor Fremden unangenehm berührte, wies sie mit dem Hinweise auf die gaffenden Statisten sanft zurück. Erstaunt blickte sie ihn an, da sie in seinen Augen eine ihr unerklärliche Verbitterung sah.

„Sie macht verdammte Fortschritte“, dachte er voll Grimms, und wieder einmal packte ihn die Wut gegen sich selbst und seine Unfähigkeit, durch marktgängige Musik Geld zu verdienen, die Schuld daran war, daß er still zuschauen mußte, wie seine Thea in einen Beruf geriet, den er aus vollstem Herzen verachtete. Sein Zorn wurde auch dadurch nicht gemildert, daß sich Kramer, der ihm höchst unsympathisch war, jetzt an ihn wandte.

„Sie wollen uns doch unsern Stern nicht schon entführen, lieber Herr Willinger?“ sagte er, mit süßlichem Lächeln die ringgeschmückte Rechte hinhaltend.

Unwillig schlug dieser ein. „Merkwürdig“, dachte er bei sich, „was der Kerl für kalte Finger hat!“ Laut aber sezte er hinzu:

„Durchaus nicht, Herr Kramer! Im Gegenteil, ich möchte bitten, sich nicht stören zu lassen, da es mich interessiert, meine Braut einmal spielen zu sehen.“

„Also fangen wir an! . . . Es ist Ihnen doch recht, Fräulein Losen?“

Thea nickte. Am liebsten hätte sie Franks Hand genommen und ihm gesagt: „Komm Lieber! Ich weiß ja, was dich bedrückt. Lass uns fortgehen von diesem Ort, an dem wir eigentlich nichts zu suchen haben!“ Vielleicht wäre sie jetzt noch ihres mächtig erwachten Ehregeistes Herr geworden, vielleicht hätte sie ihre Angst vor der Armut, ihren Wunsch, aus den kleinen Verhältnissen ihres bisherigen Lebens herauszukommen, noch einmal tapfer besiegt, wenn sich nicht Frank, den ihre Augen suchten, absichtlich umgewandt und mit geheucheltem Interesse Kramers Vorbereitungen betrachtet hätte, der jetzt mit Herrn Bender, dem Photographen, das Spielfeld durch kleine Kreidekreuze abgrenzte.

„Also los, meine Herrschaften! Fräulein Losen, Sie sitzen am Klavier, Baumann kommt von links und beobachtet Sie eine Weile, ehe er Sie anspricht. Haben Sie verstanden?“

Thea bejahte. Auch Baumann, der elegante „Liebhaber“, nickte eifrig.

„Dann drehen Sie sich um“, fuhr Kramer fort, „Sie erkennen in ihm Theodor, ihren verschollenen Bräutigam, und fallen ihm um den Hals. Die Liebeszene bitte ich recht anschaulich zu spielen, so etwas zieht beim Publikum.“

Baumann verbeugte sich zustimmend. Das blühende Geschöpf zu küssen, sollte ihm ein ganz besonderes Vergnügen sein. In Gedanken daran lächelte er so widerlich, daß Frank, der sich neben den Photographen auf einen Stuhl gesetzt hatte, ihn am liebsten geohrfeigt hätte.

Kramer nahm seine Erklärung der Szene wieder auf.

„Sie bleiben in dieser Stellung so lange, bis die

Bosetti hereinplatzt. Frau Bosetti! Wo steht sie denn wieder? . . .“

Alles rief nach Melitta Bosetti, die in Kramers Filmen die Intrigantin mit leidlichem Geschick spielte. Sie hatte sich schweren Herzens damit absindnen müssen, daß sie für „jugendliche Liebhaberinnen“ zu alt und stark geworden war. Sie entshädigte sich dafür aber dadurch, daß sie sich im Leben so jung wie möglich kleidete.

Deri, der, um in Theas Nähe sein zu können, auch Kramer jetzt als Hilfsregisseur diente, fand die Gesuchte schließlich in einer Garderobe, wo sie einer kleinen Statistin beim Schminken behilflich war. Sie hatte nun einmal eine Vorliebe für die Jugend — so weit sie ihrer Bühnenstellung nicht gefährlich werden konnte. Als sie endlich im Atelier erschien, lief Kramer ihr wutshaubend entgegen.

„Ich werde Sie für die Überstunden verantwortlich machen, Frau Bosetti!“ rief er im schrillsten Diskant. „Alle warten auf Sie!“

Ohne ihm zu antworten, rauschte die also Angefahrenne an ihm vorüber. Mit hoheitsvollem Rüden begrüßte sie Thea, gab deren Partner mit einem lässigen „Tag, Baumensch!“ die Hand und nahm ihren Platz ein. Die Szene wurde wieder durchgesprochen, Melitta erlaubte sich, dem Herrn Regisseur eine wirksame Abänderung vorzuschlagen, über die endlos gestritten und die schließlich abgelehnt wurde. Währenddessen stand Thea wie auf Kohlen. Die Anwesenheit ihres Verlobten machte sie merkwürdig unruhig, zumal dieser, der sich mit dem Photographen in ein Gespräch eingelassen hatte, geslissentlich ihrem Blick auswich.

Endlich war alles in Ordnung, — die Szene stand. Kramer klatschte in die Hände.

Thea setzte sich ans Klavier und ihr Blick drückte die sehnichtsvolle Verträumtheit aus, die die Situation erforderte. Mechanisch spielten ihre Finger mit dem Notenblatt.

„Woher sie das nur hat?“ dachten Frank und Kramer fast gleichzeitig, so echt waren Stellung und Ausdruck.

Die Aufnahme begann. Thea hatte sich völlig in ihre Rolle hineingedacht und fiel dem auftretenden Baumann mit so echter, innerer Freude um den Hals, daß Frank unruhig auf seinem Stuhl hin und her rückte. Als jetzt aber der Schauspieler sie in den Arm nahm und seine schmalen Lippen auf Theas Mund drückte, stand Willinger auf und verließ wortlos das Atelier.

Auf dem breiten Gang, der mit seinen numerierten Türen ihn an den eines Hotels erinnerte, ging er einige Male sinnend auf und ab. So oft er sich auch wiederholte, daß es ein Spiel gewesen, was er gespielt, — er konnte den dumpfen Druck, der auf ihm lastete, nicht bannen.

Der schrille Laut einer Glocke riss ihn aus seinen quälenden Gedanken. Die Türen öffneten sich und aus jeder quoll ein Schwarm kostümiertener Menschen, der sich nach der steilen Treppe, die zum Atelier emporführte, drängte. Fast jeder machte einen Augenblick vor dem hohen Ecksiegel Halt und musterte kritischen Auges seine Erscheinung. Hier wurde ein Lässchen zurechtgezupft, dort ein Barett geradegerückt — dann verschwanden sie hinter der schwerklappenden Eisentür des Atelierraumes. Als sie zum letzten Male zugeschlagen war, trat Franz Willinger fast mechanisch vor den Spiegel. Verdamm noch einmal, seine Bügelfalten hatten um die Knie herum bedenklich gelitten! Er mußte mehr auf sein Außeres geben, wenn er mit der geschneidegelten Eleganz der Herren Kramer und Baumann wetteifern wollte . . .

Ein verbittertes Lächeln legte sich auf seine Lippen, während er wie geistesabwesend sein Spiegelbild anstarrte.

So fand ihn Thea, als sie jetzt die Ateliertreppe vorsichtig heraufstieg. Einen Moment blieb sie erstaunt

stehen, dann rief sie ihn leise an. Wie auf einem Unrecht ertappt, fuhr er herum.

„Was machst du da, Frank? Bist du eitel geworden auf deine alten Tage . . .?“

Da er verbissen schwieg, suchte sie abzulenken.

„Es würde dir gar nichts schaden, wenn es so wäre. Deine Krawatte zum Beispiel ist von fast vorsintflutlichem Geschmac!“

„Kramer und Baumann tragen modernere“, antwortete er mit gekniffenen Lippen.

Sie erröte.

„Was willst du damit sagen, Frank?“

„Nichts! — Bist du übrigens fertig für heute?“

Sie nickte wortlos.

„Dann zieh dich, bitte, recht bald um; ich erwarte dich unten vorm Hause. Die Lust hier oben ist furchterlich.“

Sie war die Stiege heruntergekommen und hing sich schwer in seinen Arm.

„Was hat dich so verstimmt, Liebster?“

„Nichts, — durchaus nichts. Nur die Hitze treibt mir das Blut zu Kopf. . . Ich glaube gar, Thra, du weinst? Was ist denn? Habe ich dir wieder einmal weh getan? . . .“

Ihr standen wirklich dicke Tränen in den Augen. Seine Schroffheit tat ihm leid und er strich ihr besänftigend über das reiche Blondhaar.

„Herrgott, Kind“, sagte er begütigend, „nimm doch die Sache nicht so tragisch! Nachgerade müßtest du mich doch kennen und wissen, daß ich's nicht böse meine . . .“

Sie fuhr sich hastig mit dem Taschentuch übers Gesicht und reichte ihm den Mund, den er flüchtig küste. Dann öffnete er ihr die Tür, vor der sie inzwischen angelangt waren, und auf der in großen Lettern das Wort „Damen-Solo-Garderobe“ zu lesen war.

„Ich erwarte dich also unten!“ sagte er und schob sie sanft in den Raum. „Beeile dich, mein Kind!“ Dann ging er hastig der Haupttreppe, die ins Freie führte, zu.

Thea schloß die Türe und ließ sich laut weinend in den Frisiertressel fallen. Doch sie bezann sich sofort, daß Frank sie zur Eile ermahnt, trocknete resolut ihre Tränen und fing an, sich abzuschminken. Dann vertauschte sie das schwarze Gesellschaftskleid ihrer Rolle mit ihrem leichten Sommerkostüm, das sie besonders liebte, weil sie es mit Frank gemeinsam ausgejucht hatte. Wie selig waren sie gewesen, als sie es mit aller Feierlichkeit, die ein so bedeutender Alt erheischt, das erstmal trug! . . .

Gegen ihre sonstige Gewohnheit fuhr sie sich dann mit der Puderquaste über Augen und Wangen, um die leichten Spuren der Tränen zu verdecken, setzte dann das losette Hüttchen auf und trat auf den Korridor hinaus, wo sie Kramer, der sie erwartet haben mochte, eifrig in ein Gespräch verwickelte. Ohne von ihrer Ungeduld, die sie nur schlecht verbergen konnte, die geringste Notiz zu nehmen, erklärte er ihr umständlich das morgige Arbeitsprogramm. (Forti. folgt.)

Eisblumen.

Wütig fauchend greift mit Kälte-Kralien
Nordsturm in die schneeverwehten Gassen,
Wenn des Abends dämmerfrüh Verblasen
Baut der Frostnacht hohe Sternenhallen.

Mordend alles warmdurchwulste Leben,
Weht des Winters Eishaut durch das Dunkel,
Doch des Morgens erste Lichter heben
Sich zum Fenster mit Kristallgefunkel.

An den blinden Scheiben sind ersprossen
Wunderblumen tiefensterner Hölle,
Haben märchentrunkne Pracht erschlossen,
Zauberisch entkeimt aus toter Hölle.

Und dies Blumenwunder in den Räumen
Rauhen Frostes röhrt mich wie Erwarten
Eines Tags, da winterdürren Garten
Mit des Frühlings silberblauen Träumen
Flodenzarte Blüten überschäumen.

Heinrich Leis.

An Bord eines Indiendampfers.

Von Anton Lüble.

Fahrten nach dem fernen Indien sind für den Deutschen auch heute noch immer eine Seltenheit. Das magische traumhafte Land im fernen Asien wird es für die meisten europäischen Menschen bleiben. Wem es vergönnt ist, das Land der Perlen und des Elfenbeins zu sehen, der wird diese Zeit als die schönste und genüchteste seines Lebens treiben können. Er tritt heraus aus ausgetretenen Geleisen, aus einer gewohnten Denkrichtung, aus einer stets rhythmischem wechselnden Atmosphäre der Jahreszeiten, hinein in eine neue Welt, kommt in Berührung mit neuen, fremdartigen Menschen, nimmt den Funken einer neuen Sonne in sich auf und öffnet sein Auge neuen funkelnenden Sternen.

Schon die Seefahrt und das Leben an Bord eines Indiendampfers ist voller Reize, die besonders dann, wenn die monotone Seefahrt unterbrochen wird durch kurze Aufenthalte in fremden Hafensäden oder vorbei geht an prächtigen Küstenstrichen, wechselseitig sind. Ein Indiendampfer mit seinen Bewohnern und allem, was er mit sich führt, ist eine kleine Welt für sich, in der sich ein seltsames Leben abspielt. Fünfundzwanzig Tage auf einem solchen Dampfer ist schon eine Zeitspanne, in der allerlei Seltsamkeiten, merkwürdige Menschen und eine ganz neue Lebensweise in den Gesichtskreis treten.

Zwei Tage lang hatten wir Venedig mit seinen engen Gassen und seinen romantischen Kanälen durchwandert und durchfahren. Letztes europäisches Leben kam uns hier noch einmal nahe zum Bewußtsein, ein Heimweh nach der Sonne, die hier im November so warm schien, wie im Norden Deutschlands im Spätsommer, hätte in uns auftauchen müssen, wenn unsere Gedanken nicht restlos auf das Kommende konzentriert worden wären.

Ganz automatisch ließen wir uns in Venedig von einem baumlangen Kerl, der rostrote Hände hatte und einen grünschimmernden zerfetzten Mantel trug, die letzten Koffer vom „Großen Kanal“ durch enge Gassen an das „Magazini Generali“ tragen, wo der Dampfer „Venetia“ wartete. Es dauerte eine Zeitspanne, bis wir uns in unserer Kabine, die klein und nur mit dem Allernotwendigsten eingerichtet war, auseinandersetzten und planmäßig unsere Koffer verstaut hatten. Tage dauerte es indessen, bis wir in einen engen Konner mit dem Leben an Bord gekommen waren. All das Neue und Fremdländische, das sich hier dem Auge offenbarte, konnte nur langsam seinen Weg in das Bewußtsein finden.

Da waren Menschen aller Rassen, Farben und Völker. In einem tagelangen engen Zusammenleben lernt man auf einem Schiffe alle Eigenarten und Charaktereigenschaften dieser Menschen kennen. Man kennt sich nicht bei Namen, man sagt nur immer der Engländer, der Javaner oder die Engländerin, welche deutsch spricht usw. Nirgendwo ist eine so bunt zusammengewürfelte Gesellschaft vereint, wie auf einem Indiendampfer. Da ist z. B. ein baumlanger Engländer, stets korrecht in Kleidung und Benehmen, der von seinem mehrmonatigen Urlaub nach Indien zurückfährt, eine griechische Familie mit reisenden Kindern, die von einer schwarzen Amme betreut wurden, eine uralte indische Plantagenbesitzerin, die sich in Wien hatte operieren lassen, stets über schlechtes Befinden klage und diese Klagen in allen Sprachen wiedergeben konnte. Es gab an Bord Abessiner und Italiener, welche ihre Speisen mit dem Messer an den Mund führten, eine Engländerin, die durch Petroleum reich geworden war, an Zunderkrankheit litt und einen prachtvollen Wiener Dialekt sprach. Sie hatte eine junge Tochter, die stotterte, sich Lippen und Augenbrauen schminkte, 25 Zigaretten am Tage rauchte, täglich mehrere Male die Garderobe wechselte und im übrigen ein liebes, verwöhntes Kind war, die in besonderer Gunst der Offiziere stand. Ein alter Herr, der Salzkönig von Massawa, der stets die Virginiazigarre im Mund hatte, fiel dadurch auf, daß er den ganzen Tag Patience legte, ein alter Amerikaner verblüffte mit Zauberstücken, die er in Ägypten von Taschenbüchern gelernt hatte. Interessant und grotesk zugleich ist das Leben der Deckpassagiere. Ein Araber aus Aden, der auf deutschen Schiffen gearbeitet, vielleicht viel Geld verdient hatte und sich in den besten Kleidern gerne unter die Salonpassagiere mischte, erzählte mit großen, pathetischen Worten von seiner Heimat Arabien. Ein anderer Ägypter hatte seinen ganzen Mundvorrat, bestehend aus Kartoffeln, Zwiebeln, runden Brotchen, Knoblauch und Orangen, mitgebracht. Muselmanen, die streng nach ihrem Ritus leben, hatten sogar lebende Zicklein, die im Dezember in Arabien besonders gut sind, und lebende Hühner, die während der Reise geschlachtet werden, mitgenommen.

Als wir das Adriatische und Ionische Meer hinter uns hatten, in Tiume mehrere tausend Tonnen ungarischen Zucker, in Sebenico Düngesalze und Karbid für Indien ge-

laden, ferner an der Insel Thaia einen gewaltigen Sturm erlebt hatten, der seefrank machte, kamen wir mit der Durchfahrt durchs Mittelmeer in eine ganz neue, fremdländische Welt. Port Said, das in den letzten Jahren am Hafen gewaltig vergrößert worden ist, war erreicht. Trotzdem wir Dezember schrieben, wehte uns die Glut der Tropen entgegen. Händler in buntfarbigen Gewändern, mit Teppichen, Glasperlen, die vielleicht in Venedig oder in Pforzheim hergestellt waren, spekulierten auf die Kauflust der Passagiere. Kurze Stunden führten uns in die Stadt. Die anreißerische Geste von Ladeninhabern, Fremdenführern und Postkartenveräufern überfielen uns wie Weisenschärme. Gauler zeigten auf offener Straße ihre verblüffende Kunst. Wir tranken schwarzen arabischen Mokka und begnügten uns mit dem Einfuhr von gesäzten Orangen für den Durst.

Die gewaltige technische Leistung auf wasserbautechnischem Gebiet, der Sueskanal der zwei Erdteile trennt, um den Schiffen einen kurzen Weg nach Indien zu bahnen, kam jetzt in unserem Gesichtskreis. Staunend durchföhrt man diese gewaltige künstliche Wasserstraße, die 87 Meilen lang arabisches und ägyptisches Land verschnüdet. Riesige Baggerschiffen, welche den Kanal von Schlamm freihalten, stehen verteilt an den Ufern. Bald tritt ein im Bau befindliches Monument, das an die Kämpfe des Weltkrieges erinnert, in den Blick. Kamelkarawanen, Schaf- und Ziegenherden wandernder Beduinen fesseln weiter das Auge. In Sues kam um Mitternacht ein ägyptischer Gauler an Bord, der Meerschweinchen, Kaninchen und weiße Mäuse hypnotisierte und andere verblüffende Kunststücke gegen Balschich vorführte. Staunenswert ist die Tertigkeit dieser Menschen. Schon die Kinder von drei Jahren üben sich in dieser Kunst und laden damit den Fremden Plaster aus der Tasche.

Langsam und sicher, wie das Schiff seinen Weg durch die tintenblaue Flut nahm, nahm die Wärme zu. Das berühmte „Rote Meer“, benannt nach dem im Altertum an seinen Ufern wohnenden Volksstamm der Homeriten (Roten), nahm uns auf. Unermüdlich kletterte das Thermometer. In der zur italienischen Kolonie Eryrea gehörenden Hafenstadt Massawa hatte es bereits eine Höhe von 35 Grad Celsius erreicht. Wir schrieben Dezember und dachten an deutsche Weihnachten, die so unendlich fern von uns lagen. Lautes Schreien und ein monotoner, rhythmischer, litaneiartiger Gesang weckte uns aus einem heißen Schlaf. Ein neues fremdartiges Bild bot sich uns. Ein freier Platz dehnte sich vor dem Ankerplatz des Schiffes aus, auf dem es wimmelte von schwarzen Negerkulis, die damit beschäftigt waren, Tausende von Säcken Salz, das in Massawa aus dem Meerwasser gewonnen wird und in vielen tausend Tonnen als Düngemittel nach Indien verfrachtet wird, in das Innere des Schiffes zu versetzen. Ein buntbewegtes wildes Leben, afrikanisch tropisch, erschloß sich hier dem Blick. Negernaben tauchten in die fühlreiche Salzsee nach den ihnen von den Passagieren zugeworfenen Münzen, Händler mit Haifischflossen, seltsamen Muscheln, Meerkrebsen, Zitronenwasser, schlechtem Parfüm u. a. kamen an Bord. Schwarze Bettelweiber mit zerfressenen Gesichtern streckten ihre Hände nach Balschich aus. Die Aufdringlichkeit war jedoch bei weitem nicht so stark wie in Ägypten. Die mit einem dünnen Spazierstockchen und riesigem Revolver bewaffneten schwarzen Polizisten sorgen für Ordnung. Kurzer Aufenthalt des Schiffes gewährte einen Blick in die Stadt, die vor drei Jahren ein Erdbeben in Trümmer legte, heute aber wieder aufgebaut ist, und zwar mit Bauten, deren Motive Venedig entlehnt sein könnten. Außer der großen Salzfabrik besteht hier eine Haifischfangerei, welche jährlich 3000 Haifische zu Delikatessen und Leder verarbeitet, sowie eine ausgedehnte Funkenstation der italienischen Marine.

Unaufhörlich lochte die mörderische Tropensonne das salzige Meer, unbeweglich lag die Luft der Hafenstadt. Unbelümmert um Hize, Staub und üble Düfte trugen die schwarzen Negerkulis die zentnerschweren Säcke. Durst und Schweiß ist diesen schwarzen Menschen fast unbekannt, sie kennen keinen Achttunderttag, sie kennen keine Bedürfnisse, nur die Erhaltung ihres fast nackten Lebens, für das sie Ruhe suchen in irgend einem Winkel, wenn die Sterne aus dunkelblauer Tropennacht schimmern und ein kühlender Wind Labjal den ausgedörrten Körpern spendet. Bald schwanden die fursa gesehenen Bilder. Unser Schiff nahm seinen Kurs dem Indischen Ozean zu, wo ein kühler Wind wehen wird. Bald sehen wir Indien, das sagenhafte, traumhafte Land.

Scherz und Spott

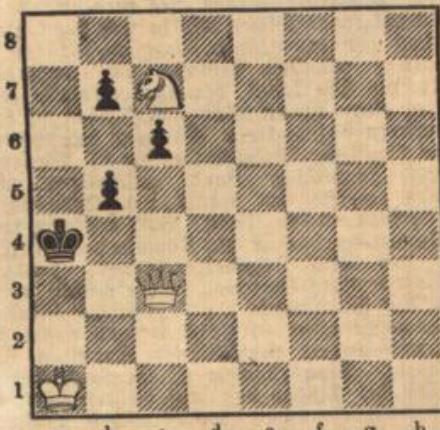
Hamburger Frühstück. Jochen trifft seinen Freund Glas am Hafen und richtet an ihn die Frage: „Hast du schon gefrühstückt?“ — „Nein“, antwortet dieser gedehnt, „noch keinen Droppen.“

Spiele und Rätsel

Schach

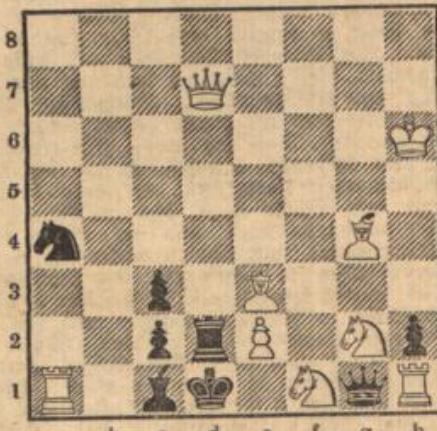
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 5. K. Traxler.



Weiß: K a1, D c3, S c7; Schwarz: K a4, B b5, b7, c6.
Matt in 3 Zügen.

Nr. 6. H. Hultberg.



Weiß: K h6, D d7, T a1, h1, L e3, g4, S f1, g2, B e2.
Schwarz: K d1, D g1, T d2, L c1, S a4, B c2, c3, h2.
Matt in 2 Zügen.

Der schwächere Schachspieler hat dem geübten Praktiker gegenüber meist das Gefühl der Gleichgültigkeit, ja der Mutlosigkeit, da er keine Aussicht sieht seinen Gegner zu besiegen. Den anderen dagegen beschleicht die Langeweile, sobald er wahrnimmt, daß sein erdachte Pläne und geistreiche Kombinationen weder durchschaut, noch begriffen, noch anerkannt werden. Nirgendswo ist ein kräftiger Widerstand zu brechen, nirgendswo ist ein größerer Geistesaufwand erforderlich. Gewöhnlich sind solche Partien für beide Spieler ein Greuel. Der schwächere Teil verzweifelt gar bald bei seinen vergeblichen Bemühungen, während der stärkere Teil, um nicht in eine trostlos öde Partie zu versetzen, zu den gewagtesten Zügen greift, um eine Position herbeizuführen, aus deren Labyrinth nur eine größere geistige Anstrengung den Ausweg findet. Gelingt es nicht eine solche Stellung auszuklügeln, ist die Partie für ihn ein trauriges Hin- und Herschieben der Steine ohne jede geistige Anregung. Glücklicherweise hat das Schachspiel Wege gefunden, um bei verschiedenen Spielstärken einen Ausgleich dieser Kräfte herzustellen — die Vorgabe. Durch Hergabe einer oder mehrerer Figuren wird der stärkere Teil von vorn herein so geschwächt, daß er bei gleichstarken Gegnern unbedingt verloren ist. Auch beim Schachspiel ist die Vorgabe abgestuft. Die größte Vorgabe

ist die Dame, dann folgt Turm und Springer gleichzeitig, oder nur Turm oder Springer jeder für sich und endlich ein Bauer, je nach Stärke und Verständnis des Gegners. Genie und Geistesschärfe haben jetzt zu zeigen, ob sie trotz dieser empfindlichen materiellen Einbuße an Figuren noch zu siegen vermögen. Solche Partien haben für den geübten Spieler manchen Reiz, da er sich anstrengen und plagen muß, den Sieg an sich zu bringen; für den schwächeren Spieler sind sie lehrreich und nutzbringend, denn durch sie gewinnt er Mut und Selbstvertrauen.

Partie Nr. 3. Eine Wiener Glanzpartie, gespielt in Wien 1928.

Weiß: Dr. Leibowitz, Schwarz: Székely.

1. e4—c6, 2. d4—d5, 3. e5—Lf5, 4. Ld3—g6. An dieser Stelle ungewöhnlich, aber nicht gerade schlecht. 5. Lxg5—gxf5, 6. Lg5—Lh6? Das ist ein Fehler, nach welchem Schwarz sich nicht mehr erholen kann, spielbar war ... Dd7. 7. e6! Sehr schön kombiniert. 7. ... Lxg5, 8. Dh5—Da5+, 9. Sc3—Sf6. Da auf 9. ... Lf6 Weiß mit 10. e×f7+—Kf8, 11. f×g8D+—T×g8 günstig fortsetzen würde, versucht Schwarz seinerseits eine Kombination. 10. e×f7+—Kf8, 11. D×g5—Se4, 12. D×f5—S×c3, 13. b×c3—D×c3+, 14. Ke2—D×a1, 15. Dc8+—K×f7, 16. D×h8. Materiell stehen die Spiele gleich, aber der schwarze König ist etwas exponiert. 16. ... c5, zähren Widerstand hätte wohl Db1 geleistet. 17. ... Sf3 Nun schlägt der Angriff des Weißen glatt durch. 17. ... D×h1, 18. Sg5+—Kg6, 19. Dg8+—Kf5. Problematische Mattwendungen hätten sich mit 19. ... Kh5, 20. Sf3!—h6, 21. g4# ergeben können, oder auch mit 19. ... Kf6, 20. S×h7+—Kf5, 21. Df7+—Ke4 (Kg4, 22. Df3+ nebst matt), 22. c3!—c×d4, 23. De6+—Kf4, 24. g3#. 20. g4+—K×g4, 21. Se4+—K×f4. Verkürzt das Leid. 22. Dg5+—K×e4, 23. Dg4#.

Lösungen: Nr. 101 Dd6, Nr. 102 Dh3. — Angegeben von K. Kahl und Ludw. Nickel.

Rätsel

Rätselhafte Inschrift.



Versrätsel.

Es machten Mann und Frau im Leben
Das Ganze gerne sich zurecht.
Zwei Zeichen fort — es wird gegeben
Als Nachtisch — und schmeckt garnicht schlecht.

Verkürzungsrätsel.

Nimm von dem Land,
Das Schnee und Eis dir wies,
Die Hälfte fort
Und schaff' ein Paradies.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätselloesungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 10.

Bilderrätsel: Keine Rose ohne Dornen. — **Ausschnitt-**
rätsel: Alles Vergängliche ist nur ein Gleichenis.
Richtige Lösungen sandte ein: Rolf-Reinhard Haekbarth aus Wiesbaden.